Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 17 (1921)

Artikel: Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr
Autor: Blocher, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595067

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr.

Im Frühsommer 1921 rief ein Vorgang in der italienischen Abgeordnetenkammer bei uns einige Erregung hervor. Der Führer einer Abgeordnetengruppe von 35 Mann, Benito Mussolini, erklärte am 21. Brachmonat, „ein entarteter und verdeutschter Kanton Tessin könne Anlaß zu ernster Sorge in bezug auf die Sicherheit der Lombardei und ganz Norditaliens sein; auf diese Gefahr sei schon von einigen jungen Tessinern hingewiesen worden, an die die berühmte Zuschrift Gabriele d'Annunzios gerichtet war." Er fügte weiter bei, der Gotthard als Grenze Italiens bleibe ein Wunsch der Italiener. Schon vor Jahren haben wir auf die politischen Gefahren hingewiesen, die aus den deutschfeindlichen Regungen und Hetzen im Tessin entstehen könnten. Man wollte uns nicht glauben und war geneigt, umgekehrt unsere Warnrufe als Aufreizung anzusehen. Diesmal wurde nun aber deutlich, daß die noch so törichten Streiche noch so junger tessinischer Italienschwärmer für die Schweiz ihre Bedeutung haben, weil es nicht darauf ankommt, was sie auf uns für einen Eindruck machen, sondern darauf, wie man sie jenseits der Grenze auffaßt. Und diesmal handelte es sich um die Rede eines Abgeordneten. Was Mussolini aussprach, waren genau die Gedanken, die zur Kriegserklärung an Oesterreich und zur Eroberung Südtirols geführt hatten: der Alpenkamm muß Grenzscheide sein, und wer italienisch spricht, gehört zu uns. Kein Widerspruch erhob sich in der Kammer, auch die Regierung schwieg, und was sie sechs Tage später, gedrängt von der öffentlichen Meinung der Schweiz, sagte, war keine Zurückweisung Mussolinis, sondern nur ein freundliches Wort über unser Land. Es war als hätte Mussolini lauter anerkannte Dinge gesagt. Erst nach vier Wochen fand eine Zeitung (Corriere della Sera vom 16. Heumonat) die Sprache, um Mussolini entschieden abzuweisen. Nun geht uns die politische Seite der Sache hier nichts an, denn wir sind nicht ein Verein zur Wahrung des Besitzstandes der Eidgenossenschaft. Was für uns wichtig ist, ist einzig die nunmehr feststehende Tatsache, daß es bei der Bekämpfung der deutschen Sprache im Tessin auf eine gegen die Schweiz gerichtete Bewegung hinausläuft und die

ganze Hetze zum Zweck hat, die Abrundung des Königreichs Italien vorzubereiten, was wir schon vor Jahren (so in unserm sechsten Jahresbericht, 1910) als letzten Zweck des italienischen Dantevereins bezeichnet haben.

Ueber die Stellung der Tessiner zur Sache ein Wort. Sie haben diesmal entschieden und in großer Zahl ihre Anhänglichkeit an die Schweiz verkündet. Uebrigens bestand niemals ein Zweifel darüber, daß 99 von 100 Tessinern zur Schweiz halten, und das Bedenkliche an der Lage besteht nur darin, daß die Treiber in Italien (wie übrigens in ähnlichen Fällen die Nationalisten überall tun) sich nicht an diese unzweifelhafte Tatsache kehren, sondern allein das sehen wollen: es hat dieser oder jener Tessiner Befreiung verlangt, es gibt also sehnsüchtig nach uns ausschauende Tessiner. Sieht man sich aber die Treugelöbnisse der guten Schweizer im Tessin an, so fällt auf, daß sie alle gleichzeitig ein Treugelöbnis für die Italianità enthalten. Die Tessiner haben recht, wenn sie gute Schweizer, aber italienische Schweizer sein wollen. Nur soll man — wir meinen damit Leute, die diesseits der Alpen wohnen — nicht von uns verlangen, daß wir nur Schweizer seien und für unser Deutschtum nichts übrig haben, das wohl so viel Anhänglichkeit verdient wie die Italianità, und hinter dem außerdem keine Germania irredenta steht. Es ist ein betrübendes Zeichen von Rückgratlosigkeit, wenn es deutsche Schweizer gibt, die sich ihres deutschen Stammes schämen. Es ist recht, daß man unsere Welschen nicht unnötig reize; aber das müssen wir von ihnen verlangen, daß sie an unserm deutschen Namen nicht Anstoß nehmen, und wir begehen ein Unrecht an unsern Vorfahren und an unserer Volksehre, wenn wir das Beiwort deutsch umgehen oder unterdrücken, wie es z. B. in einem Bericht über das geplante deutsch-schweizerische Vereinshaus Genfs im „Bund" (vom 7. Heumonat 1921) versucht wird; da ist immerfort von den Alemannen Genfs, von der alemannischen Jungmannschaft, dem alemannischen Stammesparadies (= deutsche Schweiz) die Rede. Wir meinen, das sei lächerlich, und halten dafür: wer mithilft, unsere Welschen daran zu gewöhnen, daß sie unsern deutschen Namen wieder ertragen und achten lernen und sich von ungerechten Stimmungen freimachen, die im Kriege (und vorher schon freilich!) vom Auslande her in die Schweiz hereingetragen worden sind, der arbeitet an ihrer Gesundung und am Sprachenfrieden unter Eidgenossen.

Die Herren Italianissimi haben außer dem Tessin noch andere

Gegenstände der Sorge. Da ist vor allem Graubünden; es leidet an zwei Schäden: seine drei südlich des Alpenkammes, also wie Tessin in Italiens natürlichen Grenzen gelegenen Täler sind unerlöster italienischer Boden, und die rätoromanischen Gebiete sollten vor der drohenden Verdeutschung bewahrt werden. Darum gibt es einen Verein Pro Grigione für Graubünden, der an der Gesundung dieses kranken Kantons arbeitet. So viel wir sehen, steht dabei das Misox im Vordergrund, dessen Aus- und Eingang in den Kanton Tessin mündet, so daß es sich wohl hier einfach um eine Welle der tessinischen Flut für die Italianità und gegen deutsches Wesen handelt, und anscheinend um eine schwache Welle.

Die sterbende Italianità, das heißt das Romanentum Graubündens hat vor Jahren schon der Italiener Del Vecchio der Fürsorge seiner Landsleute anbefohlen und damit in den Kreis der nationalistischen Begehrlichkeiten Italiens einbezogen. Damals haben die romanischen Graubündner den fremden Hetzer deutlich abgelehnt (siehe Rundschau der Jahre 1912 und 1913). Jetzt kommen die Italiener wieder, es sind natürlich dieselben Zeitungen, die die Landesgrenze auf den Gotthard verlegen wollen; sie werden denken, wenn man einmal die Scheu überwunden habe, sich um fremde Dinge zu kümmern, und seines Nächsten Gut zu begehren, so komme es auf einen halben Kanton mehr nicht an. Eine Bemerkung aber kann ich hier nicht unterdrücken: unter uns Schweizern sind solche — ich denke z. B. an die Leute vom „Journal de Genève", — die den Irredentismus mit Leidenschaft unterstützt haben, als er die Alpengrenze am Brenner forderte, und solche, — ich denke da an gewisse Aufsätze in der „Neuen Zürcher Zeitung", — die den Leuten von Bozen den Rat gaben, auf ihr Selbstbestimmungsrecht zu verzichten. Wie können wir uns gegen fremde Begehrlichkeit wehren, wenn wir sie billigen und ermutigen, solange sie sich gegen andere kehrt mit derselben Begründung wie dann wieder gegen uns?

Graubünden hat noch einen besonderen kleinen, aber sehr lehrreichen Kampf um das Italienische im Schulunterricht gesehen. Es handelte sich dabei um die Forderung, am Churer Lehrerseminar das Italienische zum Pflichtfach zu erheben und ebenso an den Sekundarschulen des ganzen Kantons, und zwar an Stelle des Französischen. Man machte dabei geltend, die französische Sprache habe im Fremdenverkehr lange nicht mehr die Bedeutung wie früher, und Italienisch verdiene als Bündner Landessprache den Vorzug. Diese Erwägungen

lassen sich hören. Die Bündner haben gewiß mit ihren Heimatsprachen Arbeit mehr als genug, und das Bestreben, diese recht zu pflegen und auch für die höhere Geistesbildung nutzbar zu machen, ist sicherlich gesund. Nur verursacht einem eine Forderung zugunsten des Italienischen ein wenig Unbehagen in dem Augenblick, wo ähnliche Forderungen von anderer Seite in vaterlandsfeindlichem Sinne aufgestellt und von ausländischen Hetzern mißbraucht werden. Wir dürfen es aber dem gesunden Sinn der Bündner überlassen, in diesen Dingen den rechten Weg zu finden.

Sehen wir uns noch im Auslande um. Da erfordern zwei Angelegenheiten unsere Teilnahme: das Schicksal unserer Muttersprache in den neuen staatlichen Gebilden Europas und der Kampf der Sprachen um den ersten Rang in der weiten Welt. Da wir eben von der Südostecke unseres Vaterlandes kommen, so beginnen wir die ausländische Rundschau am besten in Südtirol, auf jenem deutschen Boden, der außer Andreas Hofers Heimat auch die Walthers von der Vogelweide ist, und auf dem einst die Bündner ihre ruhmreiche Schlacht an der Calven geschlagen haben.

In Italien war es vielen Leuten gar nicht lieb, daß man deutsche und slawische Gebiete angliederte; die Italiener machen es auch nicht wie die Franzosen, die sich und andern einzureden suchen, die Bewohner eroberter Gebiete seien ja im Grunde Franzosen, und damit immer wenigstens den Erfolg haben, daß sie es zuletzt selber glauben. Die Regierung in Rom schien für die bedauerliche Lage der deutschen Tiroler von Anfang an Verständnis zu haben, schickte ihnen einen deutsch sprechenden Landesstatthalter, der aus dem Veltlin gebürtig ist und auch die italienischen Tiroler Mundarten versteht, und ging schonend vor. Allein sie machte die Rechnung ohne die italienischen Nationalisten. Von Trient und Mailand aus wurde bald eine unerhörte Hetze gegen den Statthalter Credaro und gegen die Regierung in Rom veranstaltet. Sie dauert noch fort und wird nicht aufhören, solange südlich vom Brenner ein Wort deutsch gesprochen wird. Bekannt ist aus den Zeitungen die wüsteste Frucht dieser Hetze. Sogenannte Faszisten — die beste Verdeutschung wird Radaubrüder sein — reisten mit Waffen und Handgranaten nach Bozen und richteten dort einfach bei einem Tiroler Trachtenfest, das die Regierung als harmlos gestattet hatte, ein Blutbad unter den Bewohnern an. Die Regierung hatte hier wie in andern Fällen große Mühe, diese überpatriotische Mörderbande in

die Schranken zu weisen. Dies ist das außerordentliche Verfahren; das ordentliche besteht darin, daß alle Augenblicke ein Vaterlandsfreund die eroberten Gebiete bereist und dann in einer Zeitung klagend oder empört berichtet, Italien wisse sich nicht zur Geltung zu bringen. So verlangt man einmal die Ausmerzung aller deutschen Orts- und Straßennamen, dann wieder die Beseitigung deutscher Ladenschilder oder der deutschen Schulen. Die Tiroler dürfen sich nur mit Vorsicht wehren, sonst liefern sie den Beweis, daß sie Rebellen sind, und den Vorwand zu Gewaltmaßregeln. Von Zeitungen, die diese abscheuliche Hetze besonders betreiben, sind uns bekannt geworden Corriere della Sera, Perseveranza, Dovere nazionale. Eine ehrenwerte Gegenbewegung sehen wir in dem Arbeiterblatt Avanti.

Diese Vorgänge laden zu einer geschichtlichen Betrachtung über einst und jetzt ein. Im Zeitalter der absoluten Monarchie vollzogen sich Uebergänge von einem Staat zum andern ohne Störung und Gewalt; in Sprach- und Kulturverhältnissen blieb alles beim alten, Schule und Kirche, Ortsnamen und Ortssitten; eine allgemeine Wehrpflicht bestand damals nicht, die Regierung zog die Steuern ein und ließ die Leute ungeschoren. Anders im 20. Jahrhundert, wo die Völker oder ihre Vertreter den Staat regieren. Die Presse und die Volksvertretung üben auf die Regierungen einen steten Druck aus. Die öffentliche Meinung aber hat meist kein Verständnis für eine anderssprachige Minderheit; sie lehnt das Fremde ab und sieht in ihm ein feindliches Wesen. Ein Marschall Turenne konnte mit den Gesandten der Eidgenossen am Versailler Hofe, ein Napoleon III. mit seinen elsässischen Untertanen deutsch sprechen, ein kaiserlicher Statthalter noch vor 50 Jahren in Riga an gesellschaftlichen Anlässen teilnehmen, bei denen kein Wort russisch gesprochen wurde; preußische Könige lernten ihren Untertanen zulieb polnisch, Bismarck riet dazu, den Brauch wieder aufzunehmen. Auch Wilhelm II. sprach mit elsässischen Tuchfabrikanten französisch, aber ihm wurde es bereits übel genommen, denn im neuen Reiche gab es nationale Parteien. Vollends in den Parlamentsstaaten hat jene alte Gemütlichkeit aufgehört. Wie ein Bergstrom wälzt sich überall die nationalistische Volksbewegung daher und reißt alle Dämme ein. Gleich wie die Kriege, früher von kleinen Heeren untereinander ausgefochten, heute zu schonungslosen Volkskriegen, ja beinahe Ausrottungskriegen geworden sind, so die Sprachen- und Nationalpolitik innerhalb der Staaten zu einem Kampf ohne Gnade, Menschlichkeit und Duldsamkeit, seit-

dem sie von den Völkern betrieben wird. Das wird so bleiben, solange die Völker, die in ihren breiten Massen keineswegs unduldsam und eroberungslustig zu sein scheinen, ihr Regiment durch Berufspolitiker, Zeitungsschreiber, Abgeordnete ausüben, statt es selbst in die Hand zu nehmen, wie wir es in der Schweiz sehen.

So liegen die Dinge auch im Elsaß. Frankreich ist das Schulbeispiel der Parlamentsherrschaft, zugleich das der Beamtenwirtschaft und zudem ein Land, wo alles national denkt. Da darf die Eigenart des Elsasses auf keine andere Schonung rechnen, als auf die von der politischen Klugheit gebotene, und die politische Klugheit bezieht sich in Frankreich ausschließlich auf die Stellung der Regierung zur Kammer. Der Kampf der Sprache dauert also im Elsaß weiter. Es ist der Kampf um ein Menschenrecht. Da die Franzosen in solchen Fragen auf ihren Ruf als Menschheitsbefreier bedacht sind, so müssen die Nationalisten sehen, wie sie ihr Volk über die Forderungen der Elsässer wegbringen. Das Volk in den zurückeroberten Landen verlangt das Recht auf die Muttersprache. Die Gegner haben zweierlei erfunden, um damit fertig zu werden: sie behaupten, die Muttersprache der Elsässer sei gar nicht das Deutsche, sondern die Mundart, und die unterscheide sich sehr vom Deutschen. Zu diesem Zweck hat der bekannte Pfarrer Wetterlé (mit Gesinnungsstrich auf dem é) in der „Revue des Deux Mondes" (1. Brachjmonat 1921) einen Aufsatz geschrieben, der dann auch weithin in die Presse des Alltags übergegangen ist und das französische Volk wieder einmal über das Elsässertum gründlich irreführt. Der geistliche Schlaumeier kann natürlich als Sachkenner auftreten. Muß er nicht den Franzosen, der die sprachlichen Zusammenhänge nicht kennt, überzeugen, wenn er ihm sagt: h e r a u f heiße im Unterelsaß n û f f, im Oberelsaß ô f f e, und das gleiche doch einander gar nicht, weder seien die Elsässer Mundarten deutsch noch bildeten sie untereinander eine Einheit? Ergebnis: niemand darf für das Deutsche als Muttersprache der Elsässer ein Recht verlangen. „Le génie même des deux langues varie." „L'allemand classique est effectivement une langue étrangère pour les Alsaciens." (Daß dies ebenso für die Württemberger und Hamburger gilt, weiß ja der Leser Wetterles nicht.) Sind diese Ansichten erst Gemeingut der französischen öffentlichen Meinung, dann gibt es natürlich im ganzen Lande niemand mehr, der für das Sprachrecht der Elsässer Verständnis hat, und fahren elsässische Männer dennoch fort, dafür einzutreten, so sieht man darin die Wirkung landesverräterischer Einflüsse.

Plumper ist das andere Verfahren, das man daneben auch anwendet. Man nennt die Verfechter des elsässischen Sprachrechtes les partisans de la Muttersprache, oder: ces messieurs de la Muttersprache und höhnt und schilt ohne Aufhören über diese Muttersprache. Die Absicht ist deutlich: würde man von la langue maternelle des Alsaciens reden, so könnte der französische Leser auf den Gedanken kommen, es handle sich hier um eine ganz berechtigte Angelegenheit. Das unübersetzt ins Französische hinübergenommene deutsche Wort reizt aber den Franzosen, wirkt auf ihn etwa wie auf uns Deutsche der Ausdruck: „die grande nation"; mancher weiß wohl gar nicht, was Muttersprache heißt, und stellt sich irgend etwas Gefährliches drunter vor, und so wird der Elsässer bald nicht mehr von seiner Muttersprache reden dürfen, ohne Mißtauen und Haß zu erregen. So hatte man schon le Kaiser und le Vaterland in Verruf gebracht, so in Belgien la moedertaal (Muttersprache) der Flamen verhöhnt und ihre Verfechter les moedertaaliens. Das Verfahren ist also nicht neu, aber deswegen doch unehrlich.

Der Rektor der Akademie in Straßburg, d. h. der oberste Beamte des Unterrichtswesens, dem nun eben im Elsaß die geistige Bildung anvertraut ist, schreibt in einem Bericht (siehe „Le Messin" vom 13. August 1921) zur Begründung seiner Verwelschungsarbeit die bedeutungsvollen Sätze: „Wenn es auf der Welt eine selbstverständliche und unbestreitbare Wahrheit gibt, so ist es die, daß das stärkste Band der Vereinigung unter Kindern desselben Bodens die Gemeinsamkeit der Sprache ist, in der sie ihren Glauben und ihre Liebe ausdrücken." Von den Elsässern sagt er dann: „Sie sind zweifellos Franzosen, aber ich möchte, sie wären es vollständiger. Das werden sie aber erst an dem Tage sein, wo Bossuets und Racines Sprache für sie die Sprache ihrer Neigung, ihrer Gedanken, der Liebe und des Gebetes geworden sein wird." Der Rektor hat die Bedeutung der Sprachgemeinschaft gut verstanden und bestätigt, was wir immer behaupten: wer deutsch singt, liebt und betet, ist kein Franzose und wär er hundertmal „annektiert" und „disannektiert" worden. Aber von zwei Dingen hat der hohe Schulmann keine Ahnung: von der Unfähigkeit des Staates, einem Volke seine ererbte Muttersprache abzugewöhnen, und von dem die Seele im tiefsten verletzenden, schreienden Unrecht, der in dem Versuche dazu liegt. Seine weiterhin ausgesprochene Meinung, die Elsässer wünschten den Sprachenwechsel selbst und nur böswillige gegnerische Mächte hinderten das

gute Werk, ist ein Vorurteil des modernen Nationalismus, das man in allen Ländern antrifft: meine Art, Kultur, Sprache ist so wertvoll, flüstert uns der Nationalismus ein, daß jeder meiner Mitmenschen wünschen muß, sie anzunehmen, glücklich sein muß, wenn ich sie ihm bringe, auch gegen seinen Willen. So glaubt der gebildete Franzose, er müsse die Elsässer zwingen, ganze Franzosen zu werden. Il faut contraindre les hommes à être libres hieß es ja schon in der großen Revolution. Wieder aber sehen wir hier: im Nationalstaat entbrennt der Kampf gegen das Volkstum. Zu Goethes Zeit gab es keine gewaltsame Verwelschung des Elsasses, damals herrschten die Beamten Straßburgs nicht im Namen einer Nation, als Franzosen, sondern im Namen eines Königs, und die Universität war keine Staatsanstalt, die man politischen Zwecken hätte dienstbar machen können, sondern eine Körperschaft eignen Rechtes, die ihre deutschen Ueberlieferungen unbehelligt weiter pflegen konnte, bis der Sturm der Revolution auch sie wegfegte.

Auch in Frankreich übrigens sind Presse und öffentliche Meinung unduldsamer als die Regierung. Le Messin von Metz (29. Brachmonat 1921) schreibt: Quand donc donnera-t-on des ordres pour empêcher nos écoliers lorrains de hurler leur allemand dans les rues? De la poigne! pour l'amour de Dieu.

Noch etwas zum Lachen. Ein Herr Charles Rath von Mülhausen erklärt die elsässischen Ortsnamen in einem auch in unsern Zeitungen angezeigten Büchlein auf seine Weise aus dem Lateinischen und Keltischen. Beispiel: elsässisch Madde hat mit dem deutschen Matte nichts zu tun, hängt zusammen mit lateinisch madere feucht sein, Aegerte kommt von ager fertilis, Gräweli (Gräbeli) von rivuli. Prof. Bruckner hat in den „Basler Nachrichten" das Büchlein besprochen, den Verfasser aber nur davon zu überzeugen vermocht, daß der Basler Gelehrte deutschfreundlich gesinnt sei.

Das Flamentum Belgiens kann man als nicht mehr zum Deutschtum gehörend betrachten. Wenn sein Kampf um die Gleichberechtigung dennoch immer wieder unsere Teilnahme beansprucht, so ist es wegen gewisser Aehnlichkeiten der Lage Belgiens mit der unsrigen. Denn in Belgien erkennt der Staat wie bei uns drei Staatssprachen an, während sonst überall die Minderheitssprachen neben einer Staatssprache nur beschränkte Rechte genießen. Da ist es für uns lehrreich zu sehen, wie sich die Sprachen vertragen. Außerdem konnte man nach dem furchtbaren Kriegsschicksal Belgiens ge-

spannt sein, ob das plötzlich entstandene und mächtig aufflammende vaterländische Gefühl nun den Sprachenkampf überwinden werde. Nun hat die Volksvertretung im Sommer dieses Jahres ein Sprachengesetz angenommen, das mit der Gleichberechtigung des Flämischen endlich ernst macht und einen kräftigen Schritt zur — fast möchte ich sagen: zur Verschweizerung Belgiens bedeutet. Was bei uns selbstverständlich ist, daß nämlich die Ortssprache zugleich die der Behörden sein soll, also „in Vlaanderen vlaamsch", das ist nun endlich gesetzlich festgelegt. Es hat aber harte Kämpfe gekostet, bis die Regierung das Gesetz durchbrachte, und während die Flamen erklären, es genüge ihnen noch nicht und sei eine bloße Anzahlung, beraten die Wallonen, wie man sich in der für sie unhaltbaren neuen Lage benehmen wolle. Wer den Kampf und die Verhandlungen verfolgt hat, der ist geradezu erschrocken über die verbissene Feindschaft der beiden Volkshälften nach einem Kriege, in dem zum erstenmal alle mit Gut und Blut für den gemeinsamen Staat haben einstehen müssen. Man fragt sich, ob so ein Staat beisammen bleiben werde. Was die Welschbelgier so außer sich bringt, ist die Aussicht, für die höhere Beamtenlaufbahn beider Sprachen mächtig sein zu müssen, also für die Welschen die Notwendigkeit flämisch, d. h. in Wirklichkeit die holländische Schriftsprache zu lernen. Da haben wir wieder recht den Erben Roms, der es für eine Entwürdigung und Demütigung ansieht, eine Barbarensprache erlernen zu sollen, und für selbstverständlich, daß der Barbar französisch lernt.

Während so jetzt beinahe jedes Land seine inneren Sprachensorgen hat, auch diejenigen, die früher nichts davon wußten — das ist der Fortschritt, den Europa gemacht hat, und der Friede, den sich die Völker blutig erstritten haben —, spielt sich draußen in der weiten Welt das Ringen um die sprachliche Herrschaft über den Erdball ab. Nachdem unser liebes Deutsch vom Kampf um die Weltmeisterschaft hat zurücktreten müssen, beschäftigen uns noch zwei Fragen: hat die Sprache unsrer welschen Landsleute Aussicht auf den ersten Platz? Und was können wir für das Deutsche noch erhoffen? Die erste Frage, die nach der Weltherrschaft, wird nicht mehr lang unbeantwortet bleiben. Immer deutlicher zeigt es sich: Englisch ist die Sprache der weiten Welt und wird den Sieg behalten. Die Angelsachsen haben den Weltkrieg gewonnen, besiegt sind Russen und Deutsche, und die übrigen Völker, Franzosen und Italiener, sind nur als Bundesgenossen der Angelsachsen der Vernichtung entgangen; diese haben keine

ernstlichen Nebenbuhler mehr. Beim Völkerbund und allen mit ihm zusammenhangenden Versammlungen werden Französisch und Englisch nebeneinander gebraucht; vor zehn Jahren wäre da nur französisch gesprochen worden. Auch wo nicht englisch gesprochen wird, ist doch die alte selbstverständliche Vorherrschaft des Französischen aufgegeben. Der japanische Kronprinz wird von der Königin der Niederlande holländisch begrüßt und antwortet japanisch („Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande" vom 25. Brachmonat 1921). Bei der Abrüstungsberatung in Washington zieren sich die Angelsachsen noch weniger und erklären im Voraus Englisch als die alleinige Verhandlungssprache („Wiesbadener Tagblatt" vom 24. Heumonat, „Tägliche Rundschau" vom 22. Heumonat 1921). Die Pariser „Liberté" schreibt darüber voll Entrüstung:

„Soll die französische Sprache, die so lange die Weltsprache war, die Sprache der Sieger von der Marne und Verdun, von den Verhandlungen der Konferenz verbannt werden, die sich vornimmt, die durch den französischen Sieg zur Möglichkeit gewordene Abrüstung ins Werk zu setzen? Soll der französischen Sprache solche Beleidigung von ihren amerikanischen Freunden zugefügt werden, und beabsichtigt man in Washington unter dem Vorwande, die Herrschaft des Friedens in der Welt zu errichten, die angelsächsische Hegemonie zu verkünden? Das können wir nicht glauben. Der Gedanke des Präsidenten Harding muß falsch ausgelegt worden sein."

Ich fürchte, Harding sei sehr gut verstanden worden.

In Deutschland werden immer mehr Stimmen laut, die für das Englische den ersten Platz unter den Fremdsprachen des Schulunterrichtes fordern. Man macht dafür geltend die Weltbedeutung des Englischen; die Machtverhältnisse hätten sich nun so verschoben, daß die bisherige Bevorzugung der französischen Sprache vor der englischen sich nicht mehr aufrecht erhalten lasse. (So der Abgeordnete Müller im Bayerischen Landtag. „Münchener Zeitung" vom 23./24. Heumonat 1921.)

„Es ist eine unumstößliche Tatsache," schreibt in der „Täglichen Rundschau" vom 23. August Franz Wugk, „daß wir beim Lesen der meisten englischen Schriftsteller sehr bald etwas Geistesverwandtes herausfühlen, was bei französischen Schriftstellern nur ausnahmsweise der Fall ist.

Zieht uns bei den Romanen doch gerade das Fremdartige an! Die englische Liebe zu Wald und Feld, Himmel und See, Einsamkeit und Stille, zum eigenen Heim, englischer Humor und englische Gläubigkeit (trotz aller Heucheleien und allen engstirnigen Eiferns), englischer Freiheitssinn, Vaterlandsliebe und Mannesstolz — alles das klingt deutsch an, ohne kelto-lateinische Prahlhanserei und Windbeutelei. Fast noch wichtiger ist das Gebiet der Liebe der Frau und das der Kinder. Hier verstehen wir uns fast restlos mit den Angelsachsen. Das Französische lockt uns gewiß und reizt uns mächtig — aber es erwärmt und fesselt uns

nicht dauernd. Es „heimelt" nicht an. Hier haben wir den Kernpunkt! Im Französischen gibt es kein Wort für Heimat, heimlich und alles, was damit zusammenhängt. Die Engländer und Amerikaner haben das „home, sweet home", sie mögen noch so unmusikalisch sein, in dieser süßen Heimatsmelodie schlagen unsere Herzen mit den ihrigen zusammen. Vergessen wir auch nicht, daß Beeinflussung unseres Schrifttums und unserer Denkarbeit durch englische Anregungen meist vorteilhaft war und manchmal deutsche Blütezeiten einleitete. Der französische Talmiklassizismus und gar das neueste Franzosentum haben uns außer gewissen Glättungen und Handwerksmäßigem nicht viel Gutes gebracht. In jedem Falle waren wir zu einseitig auf das Französische gerichtet."

Natürlich kommt auch die leichtere Erlernbarkeit zur Sprache (Prof. Dr. Deckel in der „Kölnischen Zeitung vom 6. Heumonat) dazu.

Aus Japan hört man immer wieder, daß das Deutsche dort seinen Ehrenplatz als Vermittler der europäischen Wissenschaft behält, so in der Heilkunde. In Schweden lautet das schulamtliche Gutachten über eine Aenderung im Fremdsprachenbetrieb dahin, daß das Deutsche wie bisher den ersten Rang behalten müsse; als Gegner käme übrigens auch da das Englische in Frage, nicht das von allen Seiten an die dritte Stelle verwiesene Französische (Innsbrucker „Alpenland" vom 12. Heumonat).

Bei den Franzosen und ihren Anhängern, den Welschbelgiern, wird weiter über die Frage verhandelt, ob und warum und wie man ferner die Sprache des verhaßten Deutschen lernen wolle. Die Bejahung der Frage scheint jetzt zu überwiegen. Unter den oft recht sonderbaren Gründen für die Erlernung des Deutschen tauchen immer wieder neue auf. „La Pensée française", in der urfranzösischen Stadt Straßburg meint: Envisageons un point de vue beaucoup plus élevé. Comment entendons-nous démocratiser l'Allemagne hier encore féodale et aujourd'hui si peu républicaine, si nos intellectuels ne parlent pas l'allemand? (27. Heumonat 1921.)

Als Gegenmine gegen den Einfluß und die Erlernung des Deutschen ist es wohl zu betrachten, wenn belgische Zeitungen als die drei großen Welt- und Handelssprachen Englisch, Französisch und Spanisch empfehlen. („L'Exportateur belge" vom 3. Heumonat, „La Métropole" vom 29. Heumonat 1921.) Umgekehrt ist es merkwürdig und sicher für die Stimmung im überseeischen Frankreich bezeichnend, wenn ein Agrégé d'anglais (Oberlehrer für Englisch) im „Eveil économique d'Indochine" (vom 3. Heumonat), der in Hanoi erscheint, das Deutsche als erste zu lernende Fremdsprache empfiehlt und dem Englischen mit beredten Worten vorzieht.

Erwähnenswert scheint mir eine Anregung, die in Deutschland gemacht wird. Im Bildungsausschuß des Reichstags ist der Antrag gestellt worden, „die Reichsregierung zu ersuchen, mit den Ländern darüber zu verhandeln, daß in denjenigen höhern Lehranstalten, die einem germanischen Nachbarstaate am nächsten gelegen sind, die Sprache dieses Landes gepflegt werde, — holländisch-flämisch am Niederrhein und in Ostfriesland, schwedisch in Mecklenburg usw." Das ist ein in nationalen Kreisen schon früher geäußerter Gedanke, eigentlich das Gegenstück zu der von den Bündnern geplanten Bevorzugung des Italienischen. Was solchen Bestrebungen entgegensteht, das ist der Wunsch, dem ganzen Land ein einheitliches höheres Bildungsziel zu erhalten. Aber diese Einheit ist ja aufgegeben, seitdem wir verschiedene Arten von Reifeprüfungen und ein halbes Dutzend gleichberechtigte höhere Schulgattungen haben.

Zum Schluß eine Ehrenmeldung. Unser bernischer Landsmann Dr. Otto Lanz, Professor der Chirurgie in Amsterdam, hat öffentlich seinen Austritt aus der „Internationalen Gesellschaft für Chirurgie" erklärt, weil sie die Fachleute einer der vordem kriegführenden Ländergruppe ausgeschlossen hat. Er fügt seiner Erklärung bei: „Die Zeitungen haben berichtet, daß beschlossen worden sei, die deutsche Verhandlungssprache auszuschließen. Auch dagegen kann ich nur schärfstens protestieren, denn das Deutsche ist meine Muttersprache. Der französischen, englischen und italienischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, habe ich bis heute aus Gründen der Höflichkeit mit jedem Kollegen in seiner Muttersprache verkehrt. Gegen den Ausschluß der deutschen Sprache kann ich in keiner schärferen Form protestieren, als indem ich (bis zu dem Tage, an dem Ihr Beschluß aufgehoben wird) mit ausländischen Kollegen, die der holländischen Sprache nicht mächtig sind, nur noch in der deutschen, meiner Muttersprache, verkehre." Wie gern möchte man solch aufrechtem Schweizertum häufiger begegnen, und nicht nur — in Holland!

Eduard Blocher.